

unseres Lebens auch den anderen weiter-schenken können.

Lied zur Danksagung: GL 266, 1-3: „Nun danket alle Gott . . .“

Schlußgebet: Als Schlußgebet sprechen wir das Gebet von unserem Faltblatt:

Herr, mach mich frei von meinen Errungen-schaften, denen ich verfallen bin und die mich so krank machen.

Mach mich frei von meinen Einbildungen, durch die ich entstellt werde und die mich so klein machen.

Mach mich frei von meiner Besitzgier, durch die ich betrogen werde und die mich so ge-mein macht.

Herr, mach mich frei von der Sucht nach Sa-chen, die mich doch nicht befriedigen und die meinen verrückten Heißhunger nur noch gieriger machen.

Herr, mach mich frei und froh. Bleibe bei mir, bei uns allen und leite uns an, anderen Menschen Vertrauen und Hoffnung weiter-zuschicken, dann strahlt die Freude wieder auf uns zurück als Vitamin unseres Lebens.

So bitten wir durch Christus, unseren Herrn.

Segen: Der Herr segne und behüte uns. Er zeige uns sein Antlitz und erbarme sich un-ser. Der Herr wende uns sein Antlitz zu und schenke uns Frieden und Freude. Im Namen des Vaters . . .

Nun werden die Orangen den Kindern wie-der ausgeteilt als Vitamin der Freude für Leib und Seele.

Schlußlied: GL 473, 1+3: „Im Frieden dein . . .“

Gedicht anlässlich der Einweihung eines Tagesheims für hirngeschädigte Kinder aus Leipzig:

*„Wir haben eine kleine Schwester,
wir haben einen kleinen Bruder,
die sind ein wenig anders
als andere Erdenkinder.*

*Sie kamen in diese Welt,
an diesen schwierigen Ort,
mit etwas weniger Handgepäck,
als wir es mitbekamen.*

*Wir Erwachsenen sind so groß
in unseren Taten und Worten.
Aber unsere kleinen Geschwister
werden niemals groß.*

*Es ist für uns so leicht,
Kleine und Schwache wegzuschieben
und sie mit hilflosen Gesichtern
hinter uns zu lassen.*

*Wir vergessen so leicht,
daß einmal das letzte Schiff abgeht
und daß dann alle Passagiere
ihr Gepäck zurücklassen müssen.*

*Dann wird es für diese Kleinen
vielleicht am leichtesten,
denn sie besitzen nur ein Herz
voll Kummer und Freude.*

*Und die Freude ist so schön,
und der Kummer so schwer.*

*Aber das haben unsere Geschwister
ja schon immer gewußt.*

*Deshalb laßt uns ihnen Freude schenken,
bis sie an Bord müssen,
unsere kleinen Geschwister
mit ihren Kinderherzen.“*

Norbert Greinacher

Die Frage nach dem gerechten Gott (Joh 9)

Eine Predigt in Dachau

In Dachau – oder Auschwitz oder Maidanek – predigen zu wollen, ist eine der schwierigsten Aufgaben, ja vielleicht sogar die schwierigste, die sich einem christlichen Theologen stellt.

Ich erinnere mich genau daran, als ich zum ersten Mal ein Konzentrationslager besuchte. Es war in Maidanek, als ich mit den Überresten jener grauenvollen Wirklichkeit konfrontiert wurde: mit den Gasöfen, mit den Lagern von Menschenhaaren und Kinderschuhen, mit dem Galgen und den Folterinstrumenten. Mir wurde so übel, und ich hätte mich selbst anspucken können. Niemals später wieder kam ich mir so elend vor, ein Mensch zu sein.

Sollte man in einem solchen Augenblick nicht besser schweigen? Es gibt Erfahrungen, Erlebnisse, Wirklichkeiten – übrigens im Guten wie im Bösen –, über die man am besten schweigt, wenigstens eine Zeitlang.

Andererseits: Kann der Christ, kann der christliche Theologe für immer schweigen angesichts des Leidens von Menschen? Und

so entsetzlich Dachau und Auschwitz und Maidanek waren, es gab menschliches Leid vorher, und es gibt menschliches Leid seither, es gibt menschliches Leid heute, und es wird auch in Zukunft Leid geben. Für die Zeit der Aufklärung, die an den unaufhörlichen Fortschritt und Aufstieg der Menschheit glaubte, bedeutete das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755, dem 30.000 Menschen zum Opfer fielen, einen ungeheuren Schock. Man stellte sich erneut die Frage: Wie ist der Tod dieser unschuldigen Menschen mit der Liebe und Gerechtigkeit Gottes vereinbar?

Diese Frage stellt sich mit besonderer Schärfe angesichts des unsäglichen Leides und Todes der Menschen in den Konzentrationslagern. Und diese Frage stellt sich angesichts der rund 25 Millionen Kinder unter fünf Jahren, die jährlich an Hunger sterben.

Die Frage unseres heutigen Evangeliums ist also nicht zu unterdrücken: Haben diese Menschen gesündigt, oder haben ihre Eltern gesündigt? Haben die Erdbebenopfer von Lissabon gesündigt oder ihre Eltern? Haben die Toten von Dachau gesündigt oder ihre Eltern? Haben die Gefolterten in den Gefängnissen von San Salvador gesündigt oder ihre Eltern? Haben die Millionen von Gefangenen in den Gulags gesündigt oder ihre Eltern?

Die Einstellung Jesu zu der Ursache von Krankheit ist zumindest in einer Hinsicht klar und eindeutig und bedeutete für die damalige Zeit eine radikale Wende. Wir müssen es uns klarmachen: Für die Juden der damaligen Zeit – und nicht nur für sie – war es eindeutig, daß Krankheit, Behindertsein, Marginalisiertsein ein Ausdruck der Sünde war: Nur ein Sünder konnte krank und arm und behindert sein; und deshalb lebten diese Menschen mit Recht am Rande oder außerhalb der Gesellschaft. Oder wenn der Kranke – wie bei dem Blindgeborenen – nicht selbst gesündigt hatte, dann waren es eben seine Eltern; das war klar.

Und Hand aufs Herz: Spuken nicht auch bei uns – bei jedem einzelnen von uns und auch in unserer Gesellschaft – solche halbbewußten oder verdrängten Begründungszusammenhänge um? Man sieht einen Behinderten: Natürlich weiß man als aufgeklärter

Mensch, daß die Behinderung durch einen Unfall oder durch Probleme während der Schwangerschaft oder bei der Geburt oder durch Erbschäden bedingt ist. Aber wem kam noch nie der geheime Gedanke: Irgendwie könnte doch der Behinderte selbst schuld sein – oder zumindest seine Eltern.

Es gab die Aussage in dem Programmentwurf einer großen Volkspartei in der Bundesrepublik Deutschland: Leistung ist Voraussetzung für Solidarität. Mit anderen Worten: Wer volkswirtschaftlich nichts leistet, hat unsere Solidarität verspielt: Er ist selbst schuld.

Demgegenüber steht die klare Aussage Jesu: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt.“ Das ist eine klare Aufkündigung der Gleichung: Krankheit und Armut und Behinderung sind Ausdruck von Sünde. Diese Entkoppelung von Krankheit und Sünde ist eine ungeheure Aussage Jesu. Sie hatte große Auswirkungen in der Geschichte der Menschheit, wenn es auch Jahrhunderte dauerte, bis die Menschen diese Aussage in der Praxis eingeholt hatten.

Aber die Antwort Jesu geht ja weiter: „Weder er, der Blindgeborene, noch seine Eltern haben gesündigt, sondern Gottes Werke sollen an ihm offenbar werden.“ Diese Antwort ist im Hinblick auf diesen einen Blindgeborenen völlig überzeugend. Indem dieser Blinde durch das Tun Jesu wieder sehend wird, hat sich in der Tat Gottes Macht und Kraft für diejenigen, die sehen wollen, geoffenbart.

Nur: Was ist mit den anderen Blindgeborenen, die zeit ihres Lebens blind bleiben? Was ist mit den Toten von Lissabon, von Dachau und Auschwitz und Maidanek, von San Salvador und den Gulags? In ihnen offenbarten und offenbaren sich keineswegs die Werke Gottes, sondern ganz im Gegenteil das ganze Elend dieser Menschheit. Die Theodizeefrage bleibt: Wie können wir dies Leid und diese Not und dieses Elend von uns Menschen mit der Gerechtigkeit und Liebe Gottes vereinbaren?

Und an dieser Stelle muß ich Ihnen ein Geständnis ablegen. Zu meiner eigenen Schande muß ich Ihnen gestehen, daß ich als Christ, als katholischer Priester und christlicher Theologe keine befriedigende Antwort auf diese Frage nach Gottes Gerechtigkeit

weiß. Ich habe alle die Antworten studiert, die in Vergangenheit und Gegenwart von gescheiten Theologen formuliert wurden: daß das Übel eine Strafe Gottes sei, daß es der Läuterung und Bewährung des Menschen diene, daß es eine Warnung an den Menschen sei und ein Ruf zur Buße und Umkehr; daß das Übel eine Folge der Erbsünde sei oder daß das Übel auf den Teufel zurückzuführen sei; ich habe vor allem viel nachgedacht über die sozusagen klassische Antwort der gesamten theologischen Tradition von Augustinus über Thomas bis heute: daß nämlich nicht Gott die Ursache aller dieser Übel sei, sondern die Freiheit des Menschen, sein freier Wille; daß alles, was ist, gut sei, und das Übel nur eine Abart, eine Verfremdung, eine Defizienzerscheinung am Guten sei.

Aber all dies hat mich nicht überzeugen können: angesichts von Dachau und Auschwitz und Maidanek. Denn man kann natürlich, wie es die großen Theologen des Mittelalters zu Recht getan haben – ein Albertus Magnus, ein Duns Scotus, ein Thomas von Aquin –, immer wieder hinweisen auf die Zweitursachen, vor allem also auf den Menschen, der die Geschichte bewegt und bewirkt; aber damit ist die grundlegende Frage nach der Erstursache von allem, vor allem also nach der Erstursache des Übels, keineswegs erledigt. Und bei allem Respekt vor dem großen Staatsmann und Theologen Nikolaus von Kues: Aber wenn man seine Antwort auf die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes liest, daß nämlich unsere Welt die bestmögliche aller Welten sei, bleibt einem doch diese Antwort im Angesicht von Dachau und Auschwitz und Maidanek im Halse stecken. Was bleibt dann aber noch?

Vielleicht kann uns folgende chassidische Erzählung von einem jüdischen Rabbi namens Levi-Jizchak aus Berditschew weiterhelfen:

Der Rabbi hatte keinerlei Skrupel, Gott daran zu erinnern, daß auch er sich von seinem Volk die Leiden vergeben lassen müsse, die er ihm auferlegt hatte. Daher die Pluralform für den Namen des jüdischen Versöhnungsfestes „Jom Kippurim“: Die Bitte um Verzeihung beruht auf Gegenseitigkeit.

An einem Jom Kippur bemerkte Rabbi Levi-Jizchak einen Mann, der in der Synagoge

schluchzte. „Warum weinst du?“, fragte er ihn. „Ich kann nichts dafür, die Tränen rinnen von selbst. Ich war fromm und wohlhabend. Plötzlich trat Gott dazwischen und machte aus mir einen Trümmerhaufen. Jetzt bin ich elend und arm und habe sechs Kinder zu ernähren. Aber das ist noch nicht alles. Ich besaß ein Gebetsbuch, das mir sehr viel bedeutete: Er hat es verbrennen lassen. Ich kann nicht mehr beten, nur noch weinen.“ Der Rabbi ließ ihm ein völlig gleichartiges Buch bringen und fragte ihn: „Wirst du beten?“ – „Ja“, sagte der Jude. – „Vergibst du ihm jetzt?“ – „Ja“, sagte der Jude, ohne mit dem Weinen aufzuhören. „Heute ist Jom Kippur, ich muß verzeihen.“ – „Nun also, und du hast jetzt das gleiche zu tun!“ schrie Levi-Jizchak zu Gott. „Du mußt vergeben!“ Ein anderes Mal schlug er ihm einen Handel vor: „Wir vertrauen dir unsere Sünden an, und du gewährst uns dafür Verzeihung. Im übrigen kommst du gut dabei weg. Ohne unsere Sünden – was würdest du denn anfangen mit deiner Verzeihung?“

Während andere Mystiker mit Gott eine Beziehung auf Du und Du unterhielten, erlaubte sich Levi-Jizchak, ihm mit dem Abbruch dieser Beziehungen zu drohen. Er liebte es, zu beweisen, daß man Jude sein könne mit Gott, in Gott und sogar gegen Gott; nicht aber ohne Gott¹.

Das Rechten des Menschen mit Gott, ja das Hadern mit Gott hat eine lange Tradition. Wir erinnern uns an die Gestalt des Hiob im Alten Testament, der Gott zuschreit: „Sprich mich nicht schuldig! Laß mich wissen, warum du mich befehdest. Nützt es dir, daß du Gewalt verübst, daß du das Werk deiner Hände verwirrst, doch über dem Plan des Frevlers aufstrahlst?“ (10, 2f).

Und wir erinnern uns an jene Frage, mit der Jesus von Nazaret nach dem Zeugnis des Matthäus starb, und welche Teil des Psalms 22 ist, der so beginnt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage. Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde doch keine Ruhe“ (22, 2ff).

Und um noch einmal den Rabbi Levi-Jizchak zu zitieren: Vor dem Mussaf-Gebet am Jom Kippur rief er aus: „Heute ist der Tag des Gerichtes. David verkündet ihn in seinen Psal-

¹ Vgl. *Elie Wiesel*, Chassidische Feier, Wien 1974, 104f.

men. Heute stehen alle Menschen vor dir, auf daß du über sie urteilst. Aber ich, Levi-Jizchak, der Sohn der Sarah aus Berditschew, ich sage und verkünde, daß du es bist, über den heute geurteilt wird! Deine Kinder werden es tun, sie, die für dich leiden, die deinetwegen sterben, um deinen Namen, dein Gesetz und deine Verheißung zu heiligen!“²

Dieser Hader mit Gott drängt sich uns heute genauso auf wie eh und je. Denn es stellt sich ja nicht nur die Frage, ob man nach Auschwitz noch Gedichte schreiben dürfe, sondern die viel radikalere Frage, ob man angesichts dieses unsäglichen Elends, der zum Himmel schreienden Unmenschlichkeit dieser Welt noch überhaupt an Gott glauben könne, oder ob nicht die absolute Sinnlosigkeit das letzte Wort habe.

Wenn wir heute hier in Dachau Gottesdienst feiern, so sollten wir auch als Christen unsere Fragen nicht unterdrücken.

Wir sollten auf unsere quälenden Fragen auch keine vorschnelle Antwort geben, weder Sie, meine verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer, noch der Prediger. Solche vorschnellen Antworten sind oft so nichtssagend angesichts des unfäßbaren menschlichen Leides. Ich glaube, es ist richtiger und menschlicher und christlicher, daß wir uns ehrlich zugestehen: Ich weiß im Ernst keine zufriedenstellende Antwort darauf, warum Schmerz und Tod das Leben des Menschen so entscheidend prägen.

Eine mögliche Antwort ist allerdings in der Richtung dessen zu suchen, was Jesus von Nazaret nach der Tradition des Lukasevangeliums am Kreuz ausgerufen hat, den Psalm 31 zitierend: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“ (31, 6).

Mit anderen Worten: Ich habe zwar keine zufriedenstellende Antwort, warum so viel Leid in der Welt geschieht. Wenn ich mich aber auf die Sache Jesu einlasse, wenn ich seinem Zeugnis Glauben schenke, dann darf ich glauben und hoffen, daß es trotz allem einen umfassenden Sinnhorizont gibt, den Jesus Gott nennt und von dem er bezeugt, daß er ein menschenfreundlicher Gott sei. Der Christ darf glauben und hoffen: In Jesus von Nazaret, in seinem Leben und Sterben,

in seiner Auferweckung von den Toten hat Gott sein unwiderrufliches Ja gesagt zu den Menschen und zu der Welt der Menschen. Aufgrund dieses Zeugnisses dürfen wir die Hoffnung haben, daß es ein „Danach“ gibt, ein Danach, das in der geheimen Offenbarung des Neuen Testaments in einem so tröstlichen Bild beschrieben wird: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommend; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und Gott selbst wird mit ihnen sein. Er wird jede Träne aus ihren Augen wischen: Der Tod wird nicht mehr sein, nicht Trauer noch Klage noch Mühsal, denn die alte Welt ist vergangen. Er, der auf dem Throne saß, sprach: Neu mach ich alles“ (Apk 21, 1-5).

Michael Krüggeler

Sensibilisierung für den Dienst der Kirche am geistig behinderten Menschen

Zum Lernprozeß in einem praktisch-theologischen Projektseminar

Ergänzend zu den Beiträgen von Brüll u. a. wird im folgenden über den Ablauf eines Seminars und über die Erfahrung berichtet, die in einem einwöchigen Aufenthalt in einer großen Anstalt für geistig behinderte Menschen gemacht werden konnte. Auch wenn für viele geistig behinderte Menschen der Aufenthalt in solchen Anstalten wenigstens für längere Zeit die bestmögliche Förderung bedeutet, sollten sich die christlichen Gemeinden doch stärker bewußt machen, daß es auch viele geistig behinderte Menschen gibt, die nicht in Heimen, sondern in Gemeinden leben und mit denen kirchliche Gruppen und

² Ebd., 106.